

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

№. 299.

Mittwoch, 23. Dezember

1925.

Vom Weibe bist du.

(32. Fortsetzung.)

Roman von Felix Böhler.

(Nachdruck verboten.)

Den Küchenschornstein hatte Konrad durch einen Meister aus der Stadt herstellen lassen, Annys wegen. Damit war der Zwischenfall an der Tür der Eulenburg erledigt. Flaad beschwerte sich nicht über seinen Untertan.

„Wo werde ich! Man kriegt nur eins auf den Kopf!“

Und der wilde Mann im Hungerturm? Dem gegenüber war Flaad absoluter Alleinherrscher. Da hatte er sich geradezu verbissen, das Gegenteil von dem zu tun, was alle sagten.

Vorhin hatte ihn Hämmerling gefragt: „Wenn er sich nun aufhängt?“

„Mag er doch!“ lautete Flaads patzige Antwort.

Dabei war Flaad schuld, daß Huber, so hieß der Gefangene, wild wurde. Er hatte ihn falsch behandelt.

Schon seit Jahr und Tag war Huber ein Grübler geworden. Er wollte eine Wunderuhr erfinden mit zwölf Zifferblättern, wie es noch keine gab.

So weit hatte ihn mit den Jahren der Gefangenschaft die stetige Geschlossenheit seiner Umgebung gebracht, daß er sich ebenso still und hartnäckig in ein Loch hinein vergrübelte.

Huber konstruierte und rechnete und hatte für seine Umwelt kein Auge.

Das mußte man ihm doch ansehen und nachsichtig sein, wenn Hubers tägliche Arbeitsleistung hinter dem vorgezeichneten Pensum zurückblieb.

Flaad dagegen nahm ihm „seine Kinderlychen“ fort und machte Huber zum wilden Mann.

„Siehst du, Lieber“, sagte Hämmerling am Schluß, hielt ein und sah gedankenverloren auf die beiden Frauen, die sich erhoben und das Zimmer verließen. Auch Konrad schaute den Damen nach, und beide Männer mußten sich erst wieder, von ihren Gedanken zurückkehrend, auf ihr Thema besinnen. Ja, die Hauptschuld trägt nicht Flaad, sondern die Behörde, die es für richtig hält, die Mehrzahl ihrer Strafanstalten mit Militärwärtern, sicher sehr anständigen Leuten, aber ohne psychologische Schulung, zu besetzen. Das muß man einmal klar herausagen.

Für Konrad klang das nebenhin. Auch überhörte er, daß Hämmerling, als verrate er zuviel, in sich hinein murmelte, er schreibe eben eine Schrift über die Not des Strafvollzugs, die eine Anklage gegen Staat, Kirche und Gesellschaft sei.

Erst die künftigen Ereignisse erinnerten Konrad daran. Eben war er mit Frau Anny beschäftigt. War sie nicht sonderbar gewesen? Sie schaute so trüb in die Welt seit einigen Tagen.

Wenn er die Aussprache Annys mit Mia Hämmerling mitangehört hätte, wären seine trübsten Besorgnisse bestätigt worden.

Sie schluchzte an Mia Hämmerlings Hals. Was sollte nur werden? Der Boden brannte ihr unter den Füßen. Und doch wußte sie nicht, wie sie es Konrad sagen sollte: Ich muß fort! Und die Kinder auch!

O, es war schändlich!

Mias zarte, gebrechliche Frauengestalt richtete sich auf mit flammendem Ernst.

Kampf der brutalen Männerwelt, die die Frau als jagdbares Wild ihrer Begierden behandelte und nach einem besudelten Leben doch selbstverständlich die schmutzige Hand nach dem reinen Frauendasein ausstreckte! Anny sollte sich nicht jagen lassen, sondern ihren Treibern die Stirn bieten. Sie war es sich und ihrem Geschlecht schuldig, auszuharren und der verjumpten Scheinmoral zu beweisen, daß das Verhältnis zwischen Mann und Frau nicht im Schmutz endigen müsse.

An Mias starker Empfindung richtete sich Anny auf. Sie wollte nicht feige sein. Aber zur Heldin war sie auch nicht geschaffen. Sie mußte an den Schlag denken, als der Sturm den Schornstein abdeckte. — — —

Konrad kam spät zur Ruhe. Solch eine aufregende Zeit hatte er noch niemals durchgemacht. Die ganze Welt war voller Unruhe.

Als er sich schlaflos auf seinem Lager herumwarf, stand er endlich auf und ging ans Fenster, um sich abzukühlen.

Gerade öffnete sich drüben das schwere Tor. Torwärts Bastians Kopf erschien. Es war nichts draußen als die winfelnde Dunkelheit.

Doch! Jetzt setzte wieder der wilde Gesang ein, hoch aus der Luft herunter. In der Nacht klang es doppelt schauerlich.

Wie lange soll das noch währen?

Der Bürgermeister der Stadt hatte am Abend die Direktorstube angeklüngelt und als Polizei gegen die öffentliche Beunruhigung Einspruch erhoben.

Flaad rief zurück, im Zuchthaus habe er allein zu befehlen. Die Stadt solle sich um sich kümmern.

Es war am fünften Tag. Da tauchte unermutet aus der Tiefe der Altstadt der bekannte steife Halbzylinder und die Ledermappe des Regierungsrats auf.

Er schnaufte höchst indigniert. Es hatte schon in der Presse gestanden, welche auffallende Zustände in einer königlichen Strafanstalt herrschten. Der Herr Regierungsrat hatte es sich müssen gefallen lassen, daß der Präsident ihm bei einer Einladung sein Bestreben darüber ausdrückte.

„In der Presse“, das klang aus dem regierungsrätlichen Munde Flaad gegenüber: Sie sind des Teufels!

Des Hausvaters Angesicht hatte sich beim Anblick der behördlichen Abzeichen verklärt. Er wischte befriedigt den Frühstückstasse aus dem Schnurrbart und bestellte in richtiger Borahnung zwei Aufseher und drei alte Einbrecher mit Art und Stemmeisen.

Gedankenschnell spielten sich die nächsten Ereignisse ab.

Der Befehl war gegeben, den Nichtsnutz ans Tageslicht zu holen.

Im inneren Burghof bewegte sich die braune Straßlingskompanie in ihrem halbstündigen Rundgang und hatte vor dem Schneewind die Köpfe in die Schultern geduckt.

Aber die Hälse reckten sich aus der blauweißen Binde, als die Exekutionstruppe die Treppe im Hof hinaufstieg. Oben auf der Rampe, „der Insel“, blieb Direktor Flaad stehen, während der Hausvater mit seinen Helfern im Bau verschwand.

Wie lange es währte? Auf dem Pflaster hallte der dumpfe Tritt der Sträflinge. Flaad trappte von einem Fuß auf den anderen, legte die Hände auf den Rücken und steckte sie wieder in die Taschen, während er in die nächtliche Herbstlandschaft hinauschaute.

Plötzlich tönte ein Schrei aus dem Bau, ein eiliges Getrappel von Füßen hallte im Innern die Treppe herunter.

Alle Gefangenen standen starr wie auf Befehl.

Die Tür flog auf. Eine Gestalt in Hemdsärmeln stürzte hervor, der wilde Mann! Hinterdrein die Jagd der Verfolger. Ehe sich einer besann, stürzten Flaad und der Gefangene Huber die hohe Steintreppe herab in den Hof und wälzten sich in den Kreis der Sträflinge hinein.

Ein einziger langgedehnter Schrei ertönte. Huber sowohl wie Flaad bluteten.

War es nun der Anblick des Blutes, der die Leidenschaften aufpeitschte? Ein Laumel warf die Sträflinge durcheinander wie wildes Wetter.

Zum wievielten Male offenbarte es sich, daß das starre Schweigen nur die steinerne Außenwand im Zuchthaus war, hinter der sich zähneknirschend Haß verschloß; ein stummes, unerbittliches Ringen auf Leben und Tod, das nur auf die Gelegenheit lauerte, um wahnwitzig hervorzubrechen.

Alle Gesichter waren verzerrt. Kommandorufe donnerten. Die Aufseher schwenkten die blanken Waffen und drängten die Sträflinge wie eine Herde in die Ecke des Burghofs zwischen den steilen Wehmauern zusammen.

Ein greiser Sträfling war in guter Meinung, wie sich hernach herausstellte, an die Schelle gesprungen, um aus den Arbeitsjalen und dem Borhof die Beamten herbeizurufen und war unter einem Säbelhieb zusammengesunken.

In diesem Augenblick erschien Konrad Hüßling und hatte eine durchdringende Befehlsstimme. Es war Zeit. Mit der unbedingten Selbstverständlichkeit, die jeden Widerstand als unmöglich abwies, befahl er den Sträflingen zu zwei und zwei anzutreten.

Man wußte wieder, was man zu tun hatte. Es kam Gehorsam unter die Rotbraunen. Die Mienen in den fahlen Gesichtern ordneten sich wie ihre Gestalten.

Noch zwei, drei Befehle, und der Burghof war geräumt. Aber wie auf einem Schlachtfeld lagen Flaad und die beiden Sträflinge an der Erde.

Tief erschüttert beugte sich Konrad zu Flaad herab. Er regte sich nicht.

Huber hatte, als die Tür seiner Zelle eintraf, sich ein offenes Messer mit Hurra in die Brust gestochen und war davongestürzt.

Auch Flaad blutete am Kopf.

Während Huber und der alte Zuchthäusler ins Lazarett getragen wurden, kam der Arzt.

Er erhob sich nach einer Weile von Flaads Körper und zuckte die Achseln, während er den Kneifer ins Futteral steckte.

Flaad war tot.

Wahrscheinlich hatte ihn der Schlag gerührt, denn die Kopfwunde war nur ein scharfer Fleischriß.

Und Stille, tiefe Stille lag über der Zuchthausburg. Die weiße Flagge war eingezogen.

9.

Der Regierungsrat hatte überm Warten im Verwaltungsbau seinen Zug verfehlt. Das ging diesmal nicht anders.

Als Flaad in seine Wohnung getragen wurde und dorthin schrille, weibliche Schreie tönten, hatten alle Konferenzmitglieder und der Vertreter der Regierung jenen selbstverständlichen menschlichen Ausdruck im Gesicht, den jeder hat, wenn er an den Tod denkt.

Diese bemerkenswerte, nachdenkliche Miene stellte vieles richtig, was Menschenhoheit sonst nicht Wort

haben wollte: Bestlich steckte in der Menschenhaut derselbe arme Schluder.

Der leere Direktorstuhl war ein fataler Anblick.

Die Novemberstürme segten das Land. Die Dächer wurden abwechselnd schneeweiß und wieder dunkel. Filt die Meinung im Städtchen, die sich im Walfisch das Bier auf dem Ofen vorwärmen ließ, war Flaad schon lange tot.

Aber Konrad Hüßling war Zuchthausdirektor geworden. Das war nicht zu vergessen.

Alle guten Seiten Konrads wurden hervorgekehrt und gebührend anerkannt. Wer bei der Anstalt zu verdienen hoffte, Bäcker, Metzger, Krämer, bis zum Apotheker Kakerled, wetterferte miteinander und hatte gegen Konrad niemals einen bösen Gedanken in seinem treuen Herzen gehegt.

So rundeten sich die Klatschmäuler zu braven, wählenden Biedermannsklippen und gratulierten.

(Fortsetzung folgt)

Die Puppe.

Weihnachtserzählung von Clara v. Wedelstaedt.

Sie war eine Wunderpuppe. Ihr Gesicht erinnerte an gute Zeiten, als wäre es durch Röße und Nudelpuppe von einer fürsorglichen Puppenmama gerundet worden.

Sie sah höchst erstaunt in die Welt, als sähe sie Wunderliches und Erzeikendes voraus, und wenn man ihr nudelrundes Körperchen vornüber kippte, sagte sie in kindlichem Zammerton: „Mammmma —“

Man erschraf ordentlich, wenn irgend jemand sie urplötzlich also winseln ließ, ob ja, wir sind sehr weit mit diesen Nachahmungen der kindlichen Psyche.

Und diese bewunderungswürdige Puppe, sie hieß nach einem Täfelchen, das an ihrem Hals baumelte: „Miranda“, sollte nun die Reise über das große Wasser antreten, um im schwarzen Afrika einem kleinen deutschen Blondkopf Weihnachtsfreude zu schenken.

Die Tante, von der Miranda auf die große Reise vorbereitet wurde, hatte viel Freude an dem menschenähnlichen „Mamm—mma“ und ließ sie wieder und wieder Bewegungen mit dem stets gleich erfreulichen musikalischen Erfolg machen, und sie stellte sich den Jubel ihrer unbekanntlichen kleinen Nichte vor, wenn man ihr die dicke Miranda in die Arme legen würde.

Das Puppenkind wurde verpackt und zur Post getragen, aber es wurde noch zweimal von hartherzigen Postbeamten zurückgewiesen, — der eine verlangte, daß Miranda in einer Kiste die Weltreise antreten sollte, der zweite lehnte die Kiste ab und verlangte einen starken Pappkarton in Leinwandumbüllung.

Der dritte Postbote hatte auch noch allerlei zu mäkeln, aber die Tante konnte so schrecklich flehende Augen machen, daß der Mann ein Erbarmen fühlte und Miranda im Pappkarton und in der Segeltuchumbüllung bei den vielen anderen Überseepaketen landete.

Die Tante atmete erlöst auf und verließ beschwingten Schrittes das unbehagliche Gebäude, aber schon am nächsten Tage — morgens um 8 Uhr — wurde sie telephonisch wieder zur Post zitiert.

Sofort kommen! Wegen das Überseepaket!“ wurde ihr befohlen, und laufend machte sich die Tante wieder auf den Weg. Sie mußte in die Packstube kommen und ein schraubharter Briefträger stellte sie sofort zur Rede.

„Ist das Ihr Paket?“

„Ja!“

„Und was ist da drin?“

„Spielsachen! Wie ich auf der Zollklärung angegeben habe — ein Bilderbuch, eine kleine Wollkake, eine —“

„Ein — wat? Eine Wollkake?? Frauchen — ich will Ihnen mal wat sagen — bekennen Sie Farbe! — mir scheint, Sie haben ein lebendes Tier da rin — jetzt — et mießt ja ganz schrecklich, sobald man das Paket bewegt.“

Die Tante schrie vor Lachen und bog sich nach allen Himmelsrichtungen vor Vergnügen, so mußte sie sich die Seiten halten, aber der Beamte schlug ärgerlich mit der Hand auf den Paktisch.

„Also en fauler Wis!“ schrie er erbost, „Sie — dat kann Ichn teuer zu stehn kommen! Da kommt schon der Herr Obersekretär.“

Der Herr Obersekretär hatte eine so strenge Anmiesene, daß die Tante ihre unziemlich laute Heiterkeit einstellte, nur ihr Gesicht hielt das vergnügte Lachen fest.

„Also was ist hier los?“, fragte der Gebietende mit strenger Stimme.

„Ich soll —“ die Tante schluchzte schon wieder vor Verzweiflung, aber der Briefträger unterbrach sie:
 „Sie soll nicht — sie hat!! 'n kleenet Tier hat sie in das Paket —“

„Es ist ja eine Puppe!“ Die Tante zwang sich zum Ernst und zur Ruhe, „eine Puppe, die Mama sagen kann.“
 Da hob ihr Widersacher drohend die Hand.

Frau, mir machen Sie nicht dumm und den Herrn Obersekretär auch nicht. Unse Menschen hat auch 'ne Puppe, die Mama und Papa sagen kann, wenn man an 'n Band zieht mit 'ne blaue Perle dran. Und dann klebt's weiche, die wo man auf 'n Bauch drückt. Ich hab' aber an kein Band nicht jezogen und auf kein Bauch hab' ich auch nicht gedrückt. An dies Paket braucht man bloß aufnehmen —

Aber trotzdem er es aufnahm, trotzdem er es sogar schüttelte, verhielt das Paket sich ruhig und schweigsam.

„Denn is et zu dot!“, sagte er mit vorwurfsvoller Stimme, aber als er es nun niederlegte, klang es plötzlich leise und gedämpft in jammervoll betrüblichen Tönen:
 „Mamm — mmm —“

Es erinnerte wirklich an den Jammer einer kleinen Kate. Die Tante lachte wieder ihr respektloses Lachen.

„Soll ich das Paket öffnen?“ fragte sie, aber nun hatte der Herr Obersekretär das Paket in der Hand und bewegte es rhythmisch auf und nieder und immer wieder erklang es in trauriger Klage: „Mamm — mmm —“

Da lachte auch er und klopfte dem alten Beamten auf die Schulter. „Mensch“, sagte er nur, „Menschenskind!!! —“

Die Tante aber mußte auf ihrer Zollerklärung hinzufügen: „Eine Puppe, die spricht.“

Aber damit waren Mirandas Ergebnisse noch nicht erschöpft. In Hamburg bekam der Schiffsjunge, der die Pakete auf dem Schiff verstaute, vom Kapitän eine Ohrfeige.

„Wat piepst du?! Sallst du mi to'n Karren hollen?!“ brüllte er den Armen an, der aber fuhr sich in philosophischem Gleichmut mit dem Handrücken über die mißhandelte Wade und sagte nur zu seinem vierzehnjährigen Leidensgefährten, als der Gestränge außer Hörweite war: „Hüt hett de Oll över sin sollen Dach!“ (Heut hat der Alte aber seinen kalten Tag.)

In Lüderichsbucht kam Miranda ans Land. Sie sehnte sich in ihrem dunklen Gefängnis sehr danach, die helle Sonne Afrikas zu schauen, aber da war Wilhelm, der schwarze Diener, dem das Paket ausgehändigt wurde. Er hatte eine Stunde bis zur Farm seines weißen Herrn zu traben, und der Tag war heiß und Wilhelm war müde.

Als er eine halbe Stunde gelaufen war, entfiel ihm das Paket und Miranda jammerte aus ihrem Gefängnis heraus:
 „Mamm — mmm —“

Da starrte der Schwarze in wildem Erschrecken auf das fürchterliche Ungeheuer und rannte dann in großen Sähen, von Grauen und Furcht gepeitscht, auf den Hof seines Herrn.

Man kam ihm schon entgegen voller Spannung und Freude über die von Lüderichsbucht angekündigte Weihnachtspost. „Wo ist das Paket?“ rief man ihm entgegen, aber Wilhelm reichte nur angstgeschüttelt die Arme gen Himmel.

„Der große Geist! Der große Zauberer! Der große Teufel! Au! Au! Au! Herr — er ruft aus Paden, au! au! Herr!“

Sie wurden nicht klug aus ihm. Aber sie erlaubten doch, daß er das Paket geholt und bis zum ersten Wasserloch getragen habe, und dort habe plötzlich der große Geist mit mächtiger Stimme zu ihm gesprochen.

Arme kleine Miranda!
 „Mamm — mmm —“

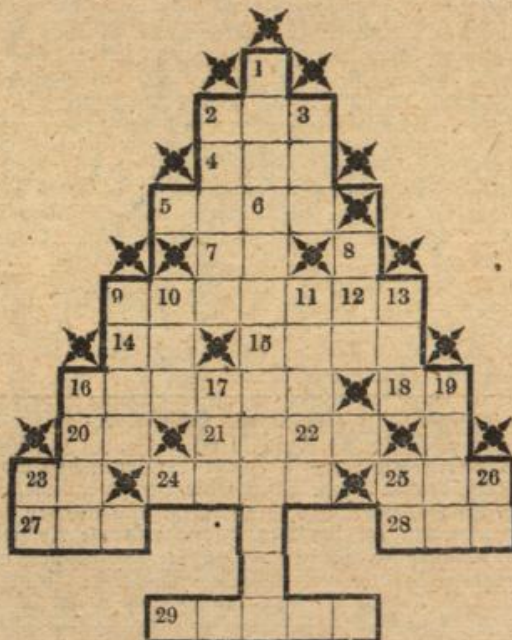
Der große Geist meinte es mit dem Heinen deutschen Blondkopf aber doch gut, der Papa ließ sich von seinem schwarzen Wilhelm führen, und als sie noch zehn Minuten von der in Holzwohle, Karton und Segeltuch verpackten Miranda entfernt waren, erkannten die scharfen Augen des Regers schon das Paket.

„Au! Au! Herr!“ stieß er wieder mit allen Zeichen des Entsetzens hervor und weder durch Zureden noch durch Drohungen war er zu bewegen, auch nur noch einen einzigen Schritt in die Richtung des gefährlichen Gegenstandes zu machen.

Da ging sein Herr lachend allein und kam freudestrahlend mit dem Paket zurück, er ahnte den Inhalt und dachte an Weihnachten und an den Jubel seiner kleinen Tochter. Wilhelm aber sprang hundert Schritte vor ihm her und sah nur alle fünf Minuten voller Grausen zu ihm zurück. Und als der gefährliche große Geist, der große Zauberer und große Teufel Miranda seinen Einzug in das Haus des Deutschen hielt, lag die schwarze Dienerschaft — durch Wilhelm von dem grausigen Ereignis schon unterrichtet — im Hof auf den Knien, die Stirnen zur Erde geneigt.

Erst am Weihnachtsabend, als die Lichter funkelten an dem afrikanischen Weihnachtsbaum mit den silberglänzenden Blättern — erst da verlor sich das Grauen der großen schwarzen Kinder und machte einer staunenden Neugier Platz. Miranda aber sah stolz auf dem Arm ihrer kleinen Puppenmama und ließ sich bewundern.
 „Mamm — mmm —“

Weihnachts-Kreuzwort-Rätsel



Senkrecht: 1. Freund der Kinder. 2. Schiffahrts-gesellschaft. 3. Feierliches Lied. 8. Englische Zahl. 9. Allgemeine Bezeichnung für Getreide. 10. Arabisch: Vater. 11. Getze. 13. Teil des Wagens. 16. Spielzeug. 17. Törichter Mensch. 19. Abschluß. 20. Bezeichnung für West. 22. Italienisches Tonzeichen. 23. Tierischer Ruf. 25. Auersch. 26. Ausruf der Überraschung. — Wagerrecht 2. Männlicher Vorname. 4. Körperteil. 5. Gut. 8. Anruf. 7. Präposition. 9. Toter Körper. 11. Vorsilbe. 14. Fluß in Sibirien. 15. Asiatisches Reich. 16. Kaufmännischer Begriff. 18. Note aus der C-Dur-Tonleiter. 20. Präposition. 21. Europäische Hauptstadt. 22. Mädchenname. 23. Französisches Fürwort. 24. Weiblicher Vorname. 25. Männlicher Vorname. 27. Stimmlage. 28. Wild. 29. Nadelbaum. (A = 1 Buchstabe.)

Auflösung des Silbentkreuzworträtsels in Nr. 2941
 Wagerrecht: 3. Medusa. 4. Arena. 5. Blantenburg. 10. Sure. 11. Larve. 13. Salamis. 14. Tender. 16. Edda. 21. Somali. 22. Cholera. 23. Salome. — Senkrecht: 1. Kamenate. 2. Casablanca. 4. Amen. 6. Burgherr. 7. Pora. 3. Abelside. 9. Talar. 10. Sudeten. 12. Veranda. 15. Derby. 16. Edgar. 17. Tasso. 18. Palisade. 19. Tachometer. 20. Gra.

Die Zeit.

Gewaltig rauschen ihre weiten Schwingen
 Und senden Ton um Ton in unsre Herzen.
 Sie spendet manchmal dumpfen Laut der Schmerzen,
 Doch manchmal auch ein wunderbares Singen.

Sie lehrt und heißt uns immer vorwärts schreiten,
 Daß wir die festen Ziele nie verlieren.
 Und nie am Weg wie arme Wesen frieren,
 Die bald in stille Todestiefe gleiten.

Wie eine Schwester will sie uns umgeben
 Und liebend führt sie menschliche Gedanken
 In ewig neues, urgewaltig Rauschen;
 Sie wünscht voll starken Glauben unser Leben,
 Daß wir nicht nutzlos durch das Dasein schwanken
 Und immer ihrer festen Stimme lauschen.

Frans Cinga

* **Werner Janßen: „Geier um Marienburg“.** Roman. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Man hat Werner Janßen den Erneuerer des deutschen historischen Romans genannt und — wie dieser Deutschritterroman wiederum zeigt — mit Recht. Seine Sprache hat an Fülle und dabei doch an Prägnanz und Kraft der Bildhaftigkeit gewonnen. Der geschichtliche Stoff ist ihm starkes Erlebnis geworden, und aus diesem Erlebnis heraus sind die prachtvollen Gestalten seines Buches voll ursprünglicher Lebendigkeit erwachsen, so daß der Dichter sie uns menschlich nahe bringt. Ohne Ironie, aber auch ohne Erbarmen zeigt Janßen die Nichtigkeit eines halben Jahrtausends an dem Schicksal seines Helden Heinrich von Plauen, der, als er um seines Volkes Rettung Opfer von eben diesem Volke verlangt, von den eigenen Ordensbrüdern gestürzt wurde. Wie in seinen früheren Werken erlebt Janßen die Historie ohne „Requisiten“, allein in der Menschenseele; vielleicht niemals tiefer als in diesem Buch, darin neben unvergeßlichen Männern eine Frauengestalt von bestrickendem Zauber geschaffen ward.

* **Sjalmar Kuleb: „Die Söhne der Weißherberin“.** Eine Erzählung. (Grotische Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, Bd. 183.) Mit Zeichnungen von H. Paul Weber. (Berlin, G. Grote.) In diesem eigenwilligen und eigenwütigen Werk stellt sich ein neuer Name vor, der hiermit eine verheißungsvolle Probe seines Talents ablegt. Wir erleben das Schicksal der sieben Söhne der Witwe eines Weißherbers in einer kleinen thüringischen Stadt. Gereizt durch den Übermut der spanischen Soldaten des Kaisers, die im Lande sich als die Herren aufspielen, verlassen sie ihr Handwerk und ihre Mutter und nehmen Kriegsdienste auf Seiten der für Deutschland und die Reformation kampfenden Fürsten. Nun erleben sie vereint und einzeln wilde Fahrten und manches schnurraue, saftige und schaurige Abenteuer. Dieses bewegte Leben der Sieben ist mit gedrungener Kraft gegeben, mit einem derben, volkstümlichen Humor, der Zeit entsprechend ohne Zimperlichkeit.

* **„Dürer“.** Roman der deutschen Renaissance von Paul Frickauer. (Paul Hölner Verlag, Berlin SW. 68.) Albrecht Dürer ist so stark in seine Zeit gestellt, daß durch die Gestalt des großen deutschen Meisters die deutsche Renaissance und die erwachende Reformation vor uns lebendig werden. Dürer ist der erste Künstler, der die Reformation erkennt und ihr ein Denkmal setzt. In seinem Jugendwerk „Apokalypse“ ist Dürer reiner Gotiker. Später gerät er in den Bannkreis der südlichen Kunst, der Renaissance Italiens, aus dem naive schaffenden Künstler wird er, eine Faustnatur, zum Theoretiker, der nur rechnet, mißt und höchste Vollendung für erlernbar hält. Der Rationalismus seiner Epoche wird seine geistige Einstellungs. Man nennt ihn auch den „deutschen Leonardo“. Doch die materialistische Weltanschauung genügt der nordischen, mystisch-phantastischen Veranlagung nicht. Im heißen Kampf findet Dürer in reifen Jahren den Weg zu sich selbst zurück und schließt sein Lebenswerk mit dem Gemälde der „Vier Apostel“, das wieder einem metaphysischen Inhalt Ausdruck verleiht. Die intuitive Kraft des Dichters läßt uns in seinem Dürer-Roman diese entscheidende Epoche deutscher Kunst und Kultur, läßt uns das Schicksal eines deutschen Geisteshelden miterleben. Der Weg der Zeiten läßt uns aus der Vergangenheit eine klarere Zukunft ahnen. Also ist Dürer auch uns Prophet und Führer zu neuen Höhen deutscher Kultur.

* **„Von Machiavelli bis Lenin“.** Neuzzeitliche Staats- und Gesellschaftstheorien. Von Professor Dr. K. Vorländer. 286 Seiten mit 8 Bildnissen. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Trotz unserer überreichen literarischen Grundlage ruhenden und dennoch jedem Gebildeten verständlichen Gesamtdarstellung der modernen Staats- und Gesellschaftstheorien. Eine solche hat uns hier zum erstenmal der bekannte Lehrer für Staats-, Moral- und Gesellschaftsphilosophie an der Universität Münster, Karl Vorländer, geschenkt. Durch langjährige Studien mit diesem Gebiete vertraut, gibt er in fünfzehn äußerlich für sich abgeschlossenen, innerlich aber eng zusammenhängenden Bildern eine lebendige Schilderung der großen Staats- und Gesellschaftslehrer der letzten vier Jahrhunderte. Vorländer versteht es in hervorragendem Maße, die Grundtypen der Staatstheorien in ihren großen historischen Vertretern klar und anschaulich zu schildern. Wie schon der Titel von Machiavelli bis Lenin zeigt, ist das bedeutende Werk nicht im Sinne weltabgeschiedener Theorien geschrieben, sondern es steht in engen Beziehungen zu den großen politischen Kräften der Gegenwart. Dabei ist es

für den Fachmann ebenso vorzüglich geeignet, wie für jeden Gebildeten, der sich politisches Wissen erwerben will, um seine Aufgaben als Deutscher und Staatsbürger zu erfüllen.

* **„Was ist des Deutschen Vaterland?“** Der Roman Deutschlands von Anton Fendrich. (Verlag Dietz u. Co., Stuttgart.) Anton Fendrich, der Wanderer zwischen den Welten, will uns in einer Trilogie „Ein halb Jahrhundert Sieg und Tränen“ die verfloßene Zeit wieder vor unsere Augen führen. Er beginnt mit dem vorliegenden Roman „Was ist des Deutschen Vaterland?“. Objektiv und warmherzig, so wie Fendrich alles sah, wird hier im Leben zweier Deutscher das Buch des deutschen Schicksals entrollt. Die Zeit nach 1848, die Bruderkämpfe 1864—66, Bismarck, der alte König und Kaiser, seine Paladine, Bebel, Windthorst, Nord und Süd, der Bundestag 1870—71, der Reichstag, der Kulturkampf, die Gründerzeit, das Sozialistengesetz, der junge Prinz Wilhelm, Habsburg, 1888 — kurz, der wiedererwachende deutsche Mensch in den Wehen der bismarckischen Reichsgründung, seine Kämpfe, seine Dummheiten, sein tägliches Leben im breiten Bebagen und trotzigem Selbstentum. Durch alles weht die Grundmelodie: Wir alle sind Deutsche, laßt uns das Einigende der gemeinsamen Heimat nicht vergessen!

* **„Rasmussens Tchulefabrik“.** Zwei Jahre im Schlitten durch unerforshtes Eskimoland. Von Knud Rasmussen. Ca. 700 S. Reich illustriert, ca. 10 Lieferungen. (Frankfurter Societäts-Druckerei, Abt. Buchverlag, Frankfurt a. M.) Knud Rasmussen, Estimo und moderner Europäer seiner Abstammung nach, ist der geborene Polarforscher. Der erste schlichte Bericht, sofort nach der Heimkehr geschrieben, ist noch heiß von dem Glüd des großen Erfolges, stark durch den eben errungenen Sieg über die namenlosen Mühen eines 3½-jährigen Aufenthaltes in Eis und Schnee. „Rasmussens Tchulefabrik“ soll auch in Deutschland, in geringem Abstand von der dänischen Originalausgabe, zunächst in der Form von einzelnen Heften erscheinen, um das einzigartige Werk breiten Kreisen zugänglich zu machen. Das erste Heft einer Folge von etwa zehn, monatlich erscheinenden Lieferungen liegt vor. Die Brücken mit der zivilisierten Welt werden abgebrochen, die ersten Fahrten in die Wintererde hinaus unternommen. Die erste Begegnung mit den in der ungeheuren Weite verlorenen Menschen macht erst deutlich, welche phantastische Aufgabe Rasmussen sich gestellt hat. Vorrede und Einleitung unterrichten uns über Vorbereitung und Gesamtplan der Unternehmung.

= **Johann Sebastian Bachs Kirchenkantaten**, herausgegeben von F. W. Franke. (Verlag von P. B. Reclam jun., Leipzig.) Der Verfasser gibt in dem kleinen Heft eine von warmer Begeisterung diktierte Einführung in Geschichte, Wesen und Bedeutung der Bachkantaten — diesen herrlichsten Reichtum deutscher Kunst! Einige 20 der Kantaten sind nach Text und Inhalt näher erklärt. Ein sehr verdienstliches Werkchen.

= **„Musik für alle“.** Diese betamte und beliebte Sammlung von leicht spielbarer Musik für Klavier mit beigefügtem Text und Illustrationen bringt als neueste Hefte: Nr. 216: Vier berühmteste Walzer von Joh. Strauß; 217: „Kanon“ von R. Gené; 219: Stücke aus Suppés Oseretten; 221: Suppés „Boccaccio“; 223: Millöders „Bettelstudent“ (Müllstein-Musikverlag, Berlin.) — Ebenfalls für Klavierspieler leichteren Sinnes dienen noch die „Salon-Albums“ (M. Simrod, Verlag, Berlin) mit manch hübschen Beiträgen von L. Schytte, A. Godard und anderen beliebtesten Salonkomponisten.

* **John Galsworthy: „Die Forsyte Saga“.** Deutsch von Luise Wolf und Leon Schalkit. (Paul Hölner, Verlag, Berlin SW. 68.) Im Geschlecht der Forsytes, deren wechselvolle Schicksale wir durch drei Generationen verfolgen, ist der Bürger Englands vom viktorianischen Zeitalter bis in die jüngste Gegenwart verewigt. Der Dichter sieht den Bürger mit allen seinen Fehlern und Schwächen, doch auch mit dem Wertvollen, das ihm innewohnt. Dadurch wird dieser nie zur Karikatur, sondern wächst zum Typus seiner Zeit und seines Standes. Aber so typisch die Forsytes auch sein mögen, sie bleiben immer blutvolle Verkörperung lebender Menschen, die, in menschliche Konflikte verstrickt, Menschliches denken, fühlen und leiden. Unsere Zeit, die heute fast nur in dem Zerrbild der Verneinung künstlerisch gestaltet wird, findet in der „Forsyte Saga“ ein Buch, das sie bei aller Kritik bejaht, Galsworthy, ein Enzyklopädist der stetig vorrückenden Revolutionierung des englischen Geistes, gehört in die Reihe jener großen Prosafisten, die weit über das Gebiet ihrer eigenen Sprache auf das Leben aller Völker mitentscheidenden Einfluß nehmen. Die organische Entwicklung menschlicher Kultur, die Evolution, dürfte in ihm ihren prominentesten Vertreter, ihren idealen Kämpfer gefunden haben.